Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 1. Bromberg, den 1. Januar 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

So trat von all den Schrecknissen, die Fedko vorausgesehen, nur eines ein: mit dem Slibowitz des Ökonomen war es wirklich zu Ende. Im übrigen verzieh ihm der Prior, und Sender entschädigte ihn reichlich. Dem jungen Manne war's, seit er die Entscheidung des Priors erfahren, als wären ihm Flügel gewachsen, und die Welt erschien ihm von ewigem Sonnenglanz überflutet. Nun war er endlich frei, frei — am einunddreißigsten Januar bekam die Mutter die Pacht wieder zugesprochen, am folgenden Tage wollte er nach Lemberg aufbrechen. Freilich bangte es ihm ein wenig vor der großen Stadt, den wildfremden Menschen, indes — das mußte eben überwunden werden.

Aber ein gütiges Schicksal schien ihn auch dieser Sorge überheben zu wollen. Wenige Tage nach jener Überraschung durch den Prior überreichte ihm Fedko einen Brief. Er trug den Poststempel Hermannstadt in Siebenbürgen und Nadlers Handschrift auf der Adresse. Vor Aufregung zitternd las Sender die Zeilen.

Der Direktor schrieb, er habe zwar seit jenem Dankbrief, der ihn sehr erfreut, obwohl da noch der Briefsteller etwas zu ausgiebig benützt gewesen, nichts von Sender gehört, hoffe aber, daß ihn dies Schreiben gesund und seinem Vorsatz getreu finde. Auch habe er hoffentlich die Bücher fleißig studiert. „Da ich im vorigen Jahr in Czernowitz gute Geschäfte gemacht habe — nur hatte ich da viel Verdruß, weil mir einige, gottlob untergeordnete Mitglieder, unter Führung meines zweiten Komikers Stickler, durchbrannten, um sich, wie ich höre, in Galizien herumzutreiben —, so gedenke ich auch dieses Jahr am 1. März dort einzutreffen. Willst Du kommen, so erwarte ich Dich also zu diesem Termin und möchte Dir raten, Dich, falls Du überhaupt noch Schauspieler werden willst, nun durch keine äußeren Hindernisse abhalten zu lassen. Denn da Du nun bald zweiundzwanzig Jahre alt bist, so ist's die höchste Zeit.“ Unumwunden — schrieb er ferner und auf die Gefahr hin, in Senders Augen an Autorität einzubüßen — wolle er gestehen, daß ihm Zweifel gekommen, ob sein erster Rat, noch zwei Jahre in Barnow zu verbringen, ein guter gewesen. „Es sprach ja vieles dafür, aber ich bereue es doch, Du wärest, wenn ich Dich damals gleich mitgenommen hätte, wahrscheinlich viel weiter. Denn fast alle Kollegen, denen ich von Dir erzählt habe, waren dieser Meinung, darunter namentlich Dein großer Landsmann Bogumil Dawison, den ich in diesem Sommer in Dresden gesprochen habe. Meine Erzählung Deiner Schicksale hat ihn auf das lebhafteste interessiert und an seine eigene Jugendzeit erinnert. Hoffentlich triffst du einmal, wenn auch Du ein tüchtiger Schauspieler geworden bist, mit ihm zusammen und Ihr könnt dann beide von Euch sagen, daß Euch die frühen Kämpfe und Entbehrungen nicht gebrochen, sondern gestählt haben. Dawison also war es vornehmlich, der mir sagte: „Sie kennen das polnische Ghetto nicht, wohl aber ich. Sie hätten den armen Jungen sofort befreien müssen. Auch wird man nur durch Spielen ein Schauspieler, nur auf der Bühne und nicht aus Büchern. Hätte Ihr Schützling, wenn er ein Talent ist“ — und das bist Du, Sender — „auf der letzten Schmiere zwei Jahre lang Bediente gespielt, so würde ihm das mehr genützt haben, als wenn er inzwischen eine ganze Bibliothek durchstudiert hat.“ Wie gesagt, lieber Sender, ich wollte Dir dies nicht verschwiegen haben, obwohl es gegen mich spricht, weil ich Dich nun wenigstens vor längerem Zögern bewahren möchte.“ Der Brief schloß mit dem Rat, Wäsche, aber so wenig Kleider wie möglich mitzunehmen. „Denn Deinen Kaftan wirst Du bei mir nicht tragen. Was Geld betrifft, hast Du keins, so mach' Dir nichts draus. Also auf Wiedersehen am 1. März.“

Sender las und las immer wieder. „Der gute Mensch,“ murmelte er gerührt. „Wie er sich nun gar selbst anklagt, und er hat mir doch gewiß geraten, so gut er's verstanden hat. Zum Glück irrt er sich obendrein, er weiß ja nicht, was für einen Lehrer ich inzwischen gehabt habe und was ich schon kann ... Freilich, nun reise ich erst gegen Ende Februar, aber an den drei Wochen kann doch mir nichts liegen und dem Herrn Prior hoffentlich auch nicht. ... . Aber dieser Stickler — prügeln sollt' man ihn, solche Lügen auszusprengen: „wegen fünfzig Gulden —“ hahaha!“

Er lachte vergnügt auf. Auch Pater Marian wünschte ihm aufrichtig Glück. „Das scheint ein redlicher und verständiger Mann,“ sagte er. „Du bist in guten Händen. . . . Und daß sich Dawison für dich interessiert, kann dir einmal sehr nützen. . . .“

„Gewiß,“ sagte Sender. „Aber wenn er,“ fügte er zögernd bei, „nur dabei bleibt, auch wenn ich berühmt geworden bin. Künstler sind oft sehr auf einander neidisch. In meinem Lesebuch steht eine Geschichte von Talma —“

„Nun,“ lachte der Pater, „für einige Jahre hat ja wohl Dawison noch keinen Grund dazu . . .“

Sender errötete. „Natürlich . . . Aber ich werd' nie neidisch sein . . . .“

Sie lasen heute die Gerichtsszene. Sender hustete so oft, daß ihn der Pater besorgt anblickte.

„Das kommt von dem Brief,“ entschuldigte sich Sender. „Sobald mich etwas aufregt, ob es nun traurig oder lustig ist, spür' ich's hier.“ Er deutete auf die Brust.

Der Pater schüttelte den Kopf. „Kein Wunder,“ sagte er, „du hast ja diesen Winter wieder unvernünftig gelebt, die Nächte gearbeitet, kaum vier Stunden geschlafen.“

„Aber habe ich,“ wendete Sender ein, „wissen können, daß der Prior meiner Mutter hilft und Nadler mir? Jetzt freilich bedaure ich es. Übrigens bin ich ja gesund genug.“

Dieser Meinung war der Pater nicht, aber er schwieg. „Wozu ihm bange machen,“ dachte er, „halten läßt er sich ja doch nicht.“ Laut aber sagte er: „Du mußt dich recht schonen, auf der Reise, aber auch in Czernowitz. Mit deinen dreihundert Gulden reichst du freilich nicht allzuweit!“

„Mit dreihundert Gulden?“ rief Sender erstaunt. „Damit würd' ich zehn Jahre auskommen. Aber ich hab' ja nicht einmal so viel und nehm' gar nur einen Teil mit. Von den dreihundert Gulden ist der Zehnte für die Armen abgegangen, macht zweihundertsiebzig, meine Zinsen und Ersparnisse dazu macht zwanzig, zusammen zweihundertneunzig. Davon nehm' ich vierzig mit und zweihundertfünfzig lass' ich der Mutter.“

„Das ist zu viel!“ rief der Pater heftig.

„Ich meine nur,“ erwiderte Sender zaghaft, „weil er schreibt, ich brauche deutsche Kleider.“

„Zu viel, was du der Mutter hinterläßt. Sie behält ja ihren Erwerb.“

Sender schüttelte den Kopf. „Bedenken Sie, ich muß ja gehen, aber gegen sie ist es schlecht und herzlos. Auf andere Art kann ich ihr nicht beweisen, daß ich doch ein guter Sohn bin."

Der Kummer, den er der Mutter bereiten würde, war nun wieder wie im Vorjahr die einzige Last, die er empfand. Denn im übrigen gestaltete sich alles gut; die Pacht wurde der Mutter zu den alten Bedingungen zugesprochen, von Nadler kam auf seinen Dankbrief ein zweites Schreiben, das ihn herzlich willkommen hieß.

Mit aller Sorgfalt bereitete er nun seine Reise vor. Am Mittwoch, den 24. Februar, wollte er sie antreten, dann war er Freitag abend in Czernowitz und konnte sich Sonntag bei Nadler melden. Da die Mutter sein Reiseziel nicht ahnen durfte, so wollte er vor Tagesanbruch das Haus verlassen, bis zum Dorfe Miaskowka zu Fuße wandern und dort einen Bauernschlitten mieten, der ihn bis zum Städtchen Tluste brachte. Unter den Leuten des Ghetto wollte er von niemand Abschied nehmen, als von Jütte; sie verriet ihn gewiß nicht, und wenn er sie recht bat, stand sie der Mutter gewiß in den ersten schweren Tagen bei. Die anderen aber, die ihm nahe gestanden, wollte er zum mindesten vor der Reise noch besuchen.

Am letzten Sonnabend, den er im Ghetto verbrachte, lud er sich bei seinem einstigen Lehrherrn, Simche Turteltaub, zu Tische. Außer ihm war noch ein anderer Gast anwesend, ein „Schnorrer", „Meyer mit dem langen Bart" genannt, der damals seiner Schnurren wegen einen guten Ruf in der Bukowina und Südrußland besaß; Galizien bereiste er zum ersten Male. Simche ehrte ihn durch die besten Bissen, wie es die Sitte gebot, ganz besonders freundlich aber war Sender gegen ihn. Er liebte das abenteuerliche, sorglose Wesen dieser fahrenden Leute und hatte sich immer gut mit ihnen verstanden. Und Meyer sah nicht bloß stattlich und ehrwürdig aus — der Bart floß ihm silbern über die Brust nieder —, sondern war auch ein berühmter Vertreter seiner Zunft.

Dieses Rufes war er sich auch stolz bewußt. „Ich bin ja zum ersten Mal in diesem Land," sagte er, „aber ich hab' keinen getroffen, der nicht schon meinen Namen gehört hätt'. Kein Wunder! Soviel wie unser König, mein armer Freund, Mendele Kowner, mit dem Friede sei, kann ich ja nicht, aber etwas doch! Und so einer wie Mendele kommt ja nie wieder."

„Ihr habt ihn noch gekannt?" fragte Sender. Mendeles Name war ihm natürlich bekannt wie jedem Juden des Ostens, er hatte auf seinen Fahrten von ihm wiederholt berichten hören, und die berühmteste Geschichte des „Königs der Schnorrer": wie er mit Napoleon nach Moskau gezogen, hatte ihn so erlustigt, daß er sie sich genau eingeprägt und oft anderen erzählt. Aber einem, der den merkwürdigen Mann noch persönlich gekannt, war er nie begegnet. „Erzählet doch," bat er .

Der Wirt wurde unruhig, doch mußte er Meyer gewähren lassen. Und so erzählte dieser mit Begeisterung von dem unübertrefflichen Witz, der stolzen Selbstlosigkeit, der Güte und Liebenswürdigkeit seines Vorbilds. Auch einige seiner Streiche kramte er aus, die Geschichte von der verhexten Henne, vom Bart des Wilnaer Rabbi Und welche Schnippchen er den Heiratsvermittlern geschlagen. „Aber schließlich hat er ja doch geheiratet", schloß er. „Und — jetzt erst fällt mir's ein, hier in der Gegend soll ja auch sein Sohn leben."

„Davon hab' ich nie gehört", versicherte Sender, und auch Simche, dem es ganz schwül ums Herz geworden, beeilte sich, dasselbe zu beteuern.

Damit schien das Gespräch denn auch glücklich von dem heiklen Thema abgelenkt. Meyer erzählte nun Schnurren aus dem eigenen Leben, und Sender war nicht zu stolz, mit ihm zu wetteifern. Namentlich die Geschichte, wie er dem geizigen Chaim Burgmann als Geist seiner Schwester erschienen, und dann, wie er der strengen Verwalterstochter die beiden Hebammen ins Haus geschafft, rissen Meyer zu neidloser Bewunderung hin.

„Ein Glück, daß Ihr ein Schreiber seid", rief er, „denn wäret Ihr ein Schnorrer geworden, wir könnten alle einpacken. Seit Mendele Kowner, mit dem Friede sei, hab' ich so was nicht gehört!" Plötzlich aber — Sender strich sich eben mit stillem Lächeln ums Kinn — wurden seine Augen weit und er beugte sich fast erschreckt vor.

„Was ist das?" murmelte er. „Wer seid Ihr?"

„Was habt Ihr?" fragte Sender befremdet. Daß Simche totenblaß geworden, sah er zum Glück nicht.

„Es ist nichts" murmelte der Schnorrer. „Jetzt ist's fast weg. Eine Ähnlichkeit ist freilich noch da, aber früher war sie gar zum Erschrecken. Wenn ich nicht Euren Namen wüßt' . . . Nämlich, wie Ihr Euch da vorhin übers Kinn gestrichen habt — geschworen hätt' ich, da sitzt Mendele Kowner. Grad' so hat er's gemacht, grad' so gelächelt, nachdem er ein feines Wörtel erzählt hat . . ."

„Also seh' ich ihm etwas ähnlich?" fragte Sender halb befremdet, halb geschmeichelt. „Wie hat er denn eigentlich —"

Aber weiter kam er nicht. Simche erhob sich und begann das Tischgebet zu sprechen, obwohl sich der fremde Gast eben noch seinen Teller mit köstlicher „Kugel" vollgehäuft.

„Verzeiht," flüsterte er dann Meyer zu und zog ihn in eine Ecke. „Aber da hättet Ihr fast ein Unglück angerichtet." Er teilte ihm das Geheimnis mit und schärfte ihm strengste Verschwiegenheit ein.

„Aber das ist ja eine Sünd'," rief der Schnorrer. „Dem armen Mendele raubt Ihr den „Kadisch" und ihm den Ruhm, einen solchen Vater zu haben."

„Wenn's eine Sünd' wär'," entgegnete der Fuhrmann, „so hätt's uns der Rabbi nicht so aufs Gewissen gebunden."

„Freilich, wenn's Rabbi Manasse sagt," lenkte der Schnorrer ein, „aber wie fromm muß eure Gemeinde sein!" Und dieser Ausruf war wohl begründet; unter Leuten, die minder sklavisch jedem Gebot ihres Geistlichen gehorchten, wäre die Wahrung des Geheimnisses durch all die Jahre schwerlich denkbar gewesen.

Nach dem Essen wollte Sender das Gespräch wieder auf Mendele Kowner lenken. Aber der Hausherr fuhr dazwischen. „Jetzt laßt auch mich was erzählen!" rief er. „Diese Woch' war ich in Sadagóra und hab' auf dem Rückweg in Zaleszczyki übernachtet. Da ist Theater! Dieselben Spieler, die im Frühjahr in Chorostkow waren. Die Sach' vom verliebten Schneider, von der Jütte erzählt hat, hab' ich jetzt selbst gesehn — zum Totlachen! Sehr gute Spieler!"

„Was Euch nicht einfällt!" erwiderte Sender, „schlechte Komödianten!"

„Woher weißt du das? Du hast sie ja nicht gesehen?"

Sender wurde verlegen. Er wußte es ja nur aus Nadlers Brief. „Das läßt sich ja denken. Gute Künstler würden auf der Czernowitzer oder Lemberger Bühne auftreten, statt sich bei einer Schmiere in Chorostkow oder Zaleszczyki herumzutreiben."

„Immer deutscher redet er," lachte Frau Surke. „Man versteht ihn kaum mehr."

Der nächste Dienstag war der letzte Tag, den er in Barnow verbringen sollte. Dennoch erledigte er in der Kollektur alles pünktlich und stellte jeden Kunden zufrieden, sogar den Richter von Miaskowka, indem er ihm hoch und teuer schwor das nächste Mal, wenn er ihn hier treffe, wolle er ihm alle fünf Nummern verraten. Dovidl sollte ihm nichts nachsagen dürfen. „Und daß ich ihn sitzen lass'," dachte er, „dafür hat er einen Trost, mein Monatgeld für Februar."

Des Mittags behob er sein Geld in der Sparkasse und nahm dann Abschied vom Pater Marian. Schluchzend beugte er sich auf die welke Hand seines Wohltäters nieder. Auch der Pater war sehr bewegt. „Gott mit dir," murmelte er, legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach den Segen seiner Kirche über ihn.

Sender litt es, aber er zuckte unwillkürlich zusammen.

„Der Segen eines alten Mannes wird dir nicht schaden," sagte der Greis und lächelte mit feuchten Augen. „Auch wenn es die Worte sind, die ich gewohnt bin."

Auch Fedko war in seiner Art gerührt.

„Nun ist's auch mit diesem Slibowitz zu Ende," sagte er. „Und einer wie du kommt nicht wieder. Denn wenn ich noch hundert Jahre lebe, einen so verrückten Juden wird es in Barnow nicht mehr geben. Ach ja, die Verrückten gehen, die Vernünftigen bleiben. Leb' wohl, Senderko!"

In der Dämmerung ging er nach dem Gasthof des Freudenthal und ließ Jütte hinters Haus rufen. Erschreckt kam sie herausgestürzt.

„Was ist geschehen?" fragte sie, fuhr aber gleich fort: „Ich weiß es ja — Ihr geht morgen!"

„Woher wißt Ihr!"

„Ich hab' ja längst davor — ich hab's ja längst geahnt," verbesserte sie sich hastig. „Und Eure Mutter?"

Er seufzte. „Ihr werdet Euch ihrer annehmen!" sagte er gepreßt. „Auch darum wollt' ich Euch bitten. Lebt wohl!"

Sie schluchzte auf. „O, es ist hart — für die alte Frau — wollt Ihr nicht noch einige Tage . . . Ich meine, bis es schön wird, sollt Ihr hier bleiben. Es ist so furchtbar kalt, das ist nichts für Eure Lungen . . ."

„Es geht nicht, Jütte. Ich werde erwartet. In Czernowitz." Es war ihm nur so entfahren. „Aber Ihr verratet mich nicht."

„Ich! Aber muß es denn sein?" Sie rang die Hände.

„Jütte," sagte er, „was habt Ihr damals im Schloßhof gesagt? Ihr wißt, es ist mein Lebensziel, was macht Ihr mir das Herz schwer?"

„Ihr habt recht," stieß sie hervor. Dann rührte sie an seine Hand, murmelte etwas Unverständliches und stürzte ins Haus.

„Das gute Mädchen!" dachte er. „Welches Mitleid sie mit meiner Mutter hat. Ach, auch mir fällt's hart."

Er ging heim. Der Ostwind pfiff über die Ebene und wirbelte den Schnee auf; sein eisiger Hauch ging durch Mark und Bein. Er achtete kaum darauf, seine Gedanken weilten bei der Mutter.

Daheim nahm er alle seine Kraft zusammen, um unbefangen zu scheinen. Es gelang ihm jedoch nicht ganz. „Was hast du heut'?" fragte Frau Rosel. „Bist du nicht wohl?"

„Nur müd'," erwiderte er und erhob sich. „Gut' Nacht," sagte er mit abgewandtem Antlitz und stieg zu seiner Kammer empor.

Dort ließ er erst seine Tränen fließen. „Mutter," schluchzte er immer wieder, „Mutter!"

So saß er im Dunkeln, bis unten das Glöckchen klang. Das riß ihn empor. Er machte Licht, holte sein Geld hervor, legte zweihundertfünfzig Gulden in einen Umschlag und schrieb den Brief dazu, in hebräischen Lettern, die sie lesen konnte: „Verzeih' mir, Mutter, verzeih', ich kann nicht anders. Alle sagen, daß ich zum Schauspieler tauge, und mein Herz sagt mir, daß ich dazu geboren bin. Darum geh' ich in die weite Welt, es zu werden. Ich bin nicht schutzlos, gute Menschen nehmen sich meiner an. Es braucht dir nicht bang um mich zu sein, auch nicht meiner Gesundheit wegen; ich fühl' mich ganz gesund.

(Fortsetzung folgt.)

Krümels Abschied vom Weihnachtsfest.

Die Geschichte einer kleinen Seele.

Von Käthe Brustat-Schnedermann.

Es hält sehr schwer, Krümel, dem Vierjährigen, klarzumachen, wie lang ein Jahr ist. Alle halbe Stunde fragt er die Großmama: „Sag' doch, kommt bald wieder Weihnachten?", und er gibt deutliche Zeichen von Ungeduld, wenn man ihm mitteilt, daß wir zunächst einmal Neujahr feiern werden, und daß dann Ostern, Pfingsten usw. erst vorüberziehen müssen, ehe das Fest aller Feste wieder in ausdenkbare Nähe rückt.

„Schade", meint Krümel. „Weihnachten könnte doch alle vier Wochen sein!" Es hat ihm nämlich ausnehmend gut gefallen. Schon das Gedichtelernen vorher war so spannend! Im Gegensatz zu den meisten Kindern hat sich Krümel förmlich dazu gedrängt: „Man zu", sagte er, als ihm vorgeschlagen wird, die Eltern mit einem Weihnachtsgedicht zu überraschen, „Oma, lern' mich man was! Aber nich bloß so'n kleines — ich will ein langes Gedicht, wo orntlich was dran ist!"

Bei Krümel wird die Literatur vorläufig noch nach dem Gewicht gewertet. — Er hat sein wunschgemäß langes Gedicht dann auch überraschend schnell gelernt und spricht es ohne jede Befangenheit. In seiner Lieblingshaltung, mit auf dem Rücken verschränkten Ärmchen steht er vor dem strahlenden Weihnachtsbaum, und klar ertönt sein helles Stimmchen:

„Wenn's letzte Blümchen ausgeblüht
Und Eis und Schnee die Luft durchzieht . . ."

Hier aber stockt er. — O weh, wie wird das enden? Wenn Kinder erst einmal den Faden verlieren, übermannt sie die Befangenheit, und der Rest ist Schweigen. — — —

Aber Krümel und schüchtern? I, Gott bewahre! Sein Stocken hatte einen anderen Grund: Dicht vor ihm hing ein Schokoladenkringel, der schönste, buntgezuckerte Schokoladenkringel, den man sich nur denken kann, und Krümel bemerkte trocken: „Ich will bloß mal probieren!" Er pflegt aus seinem Herzen noch keine Mördergrube zu machen, und mit einem Ruck hat er sich selber zu dem ersehnten Genusse verholfen. —

Hierauf fängt er ganz gelassen von vorne an und haspelt sein Garn ohne Anstoß ab. Als aber zum Schluß die Stelle kommt:

„Drum will ich auch recht artig sein,
Damit sich meine Eltern freu'n. — — —

Da wendet sich Krümel vom Baume ab und richtet diese Beteuerung an den Vater, den er ganz richtig als denjenigen ansieht, den die Sache eigentlich angeht. —

Endlich ist die Versarie überstanden, und man kann sich in Ruhe seiner Geschenke freuen, was Krümel denn auch ausgiebig besorgt. Da ist der kleine Leiterwagen, den Krümel sich so brennend gewünscht hat (d. h. eigentlich sollte es mindestens ein Zeppelin und ein Auto sein, aber den diplomatischen Vorverhandlungen der Mama gelang es, dem Weihnachtsmann schließlich erfüllbarere Wünsche zu übermitteln!) Jedenfalls ist der kleine Leiterwagen nun so berauschend schön, daß alle anderen Träume neben seiner Wirklichkeit verblassen. Krümel staunt ihn eine ganze Weile an und dann entringt sich ihm der Ausruf: „O Mutti! O Mutti!! Is der nu zum Ansehn? Oder is der richtig zum Spielen??"

Dieser feine Unterschied eröffnet ja ziemlich bedrohliche Aussichten für das weitere Schicksal des geliebten Wagens. Vorläufig lebt er aber noch, und Krümel möchte ihn am liebsten nie wieder aus den Augen lassen. Beim Abendbrot, bei der Nachttoilette muß der Wagen dabei sein, das Abendgebet muß er hören, und als Krümel im Bettchen liegt, verlangt er, daß man seinen neuen Freund daneben stelle. „Wenn ich dann 'rausfalle," meint er, „denn lieg' ich doch gleich in meinem Wagen!"

Hierauf schläft er die ganze Nacht süß und fest. Einmal nur rührt er sich und murmelt im Traum, und als man sich lauschend über ihn beugt, da kommt's noch einmal wie ein Hauch von seinen halbgeöffneten Kirschenlippen:

„— — — — Wagen? — — — —"

Dies war Krümels Weihnachtsfest. —

Die Feiertage sind dann aber auch sehr schön. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist erstens, daß es Kuchen gibt und zweitens, daß der Papa den ganzen Tag zu Hause bleibt. Allerdings ist auch dieses Licht nicht ganz ohne Schatten, denn man darf nicht ganz soviel Kuchen essen, wie man möchte, sonst bekommt man Bäuchelchenweh, und der Papa verlangt, daß man sich gewisser Tugenden befleißige, was nicht immer leicht ist. Krümel hat deshalb auch einmal in einem Augenblick der Auflehnung seinem Erzeuger zugerufen: „Ach, Papa! Wenn dich der Storch doch bloß nicht erst gebracht hätte!!" Aber im allgemeinen und in diesen Festtagen im besonderen sind Vater und Sohn doch die dicksten Freunde. Niemand kann den Krümel so schön auf den Schultern seiltänzern lassen, auf dem Teppich kriechend mit ihm wilde Tiere markieren und sonstige Spiele aufführen, deren Höhepunkt ein wahrhaft höllischer Spektakel ist, wie der Papa! Und so kommt es, daß Krümel sich einmal, heiser geschrien und gelacht und gänzlich abgestrampelt wie er ist, an Papas Brust kuschelt und aus tiefstem Herzen erklärt: „Papa, du bist eigentlich ein riesig netter Kerl!"

Abends wird Krümel unruhig und erkundigt sich immer wieder: „Spielen wir heute Weihnachten?" Er meint, daß die Lichter wieder angezündet werden und daß wir Weihnachtslieder singen sollen. Er liegt dann auf dem Rücken, blinzelt in das silberne Gefunkel und schnurrt wie ein Kätzchen vor Behagen. Zuweilen singt er auch mit, wobei die Inbrunst die Schönheit ersetzen muß, denn Krümel ist gänzlich unmusikalisch. Es erfolgt denn auch bald Protest von seiten der Familie; Krümel selber aber findet seine Kunstübungen völlig befriedigend.

Nun aber kommt doch der Tag, an dem der Feste letztes gefeiert werden soll. Zu Silvester hat der Baum noch einmal eßbaren Behang bekommen, den das Kindervolk dann abplündern darf, und nun sollen die Kerzen niederbrennen. Dann, so erzählen wir, wandern all' die Silberketten und Kugeln, das Engelshaar und die goldenen Glöckchen zurück in ihre Kisten und Kästen und schlafen da, bis das Christkind sie im nächsten Jahr wieder hervorholt. Und der Baum? Ja, der Baum wird trocken und kommt ins Feuer. Aber aus der Spitze soll uns der Nachbar Tischler einen Quirl schnitzen, damit die Kinder doch ein Andenken haben. —

Es ist still geworden im Zimmer; alle sehen zu, wie langsam, langsam ein Lichtchen nach dem anderen erlischt — und vielleicht sind wir alle ein wenig beklommen. Da aber entdecken wir plötzlich, daß Krümel fehlt. Wo ist er denn hingeraten?

In der dunkelsten Ecke finden wir ihn endlich. Da sitzt er unter dem Schreibtisch, ein Häufchen Elend, und dicke Tränen kullern über sein kleines Gesicht. — Warum weint denn unser Krümel?

„Ihr sollt den Baum nicht verbrennen!" ruft er außer sich. „Ich will keinen Quirl! Ich will den Baum behalten!"

„Was willst du denn damit machen, Krümel?" fragen wir.

„Ach", sagt er, — und ein hoffnungsfrohes Lächeln keimt unter seinen Tränen: „Ich will ihn in meinen Garten pflanzen! Un denn wächst er da an, un denn leg' ich mich da unter, un denn — un denn is bei uns immerzu Weihnachten!"

Es hat niemand von uns gelacht. Und niemand hat den Mut, ihm seinen Wunsch zu versagen. Wir beruhigen ihn: Ja, er soll den Baum in seinen Garten pflanzen. — —

Du bist das Abschiednehmen noch nicht gewohnt, du kleine Seele! Ach, auch du wirst es einmal einsehen müssen, daß jede Erfüllung der Anfang vom Ende ist, aber du sollst Zeit haben für deine Erkenntnisse! Und möchten dir immer, wie heute, aus deinen Enttäuschungen die bunten Blumen schönerer Hoffnung wachsen. —

Das wünschen wir dir zum neuen Jahre! —

Im Winterwald.

Neujahrsskizze von Franz Cingia.

Der Schneesturm braust durch die Täler. Ab und zu rast er durch den Wald, dreht sich am Waldrand, und wirbelt eine weiße Wolke bis zum Forsthaus hin, das am jenseitigen Hang fast ganz in den Schneemassen vergraben ist. Fast täglich mußte daher der Forstgehilfe Anton mit vieler Mühe einen Durchgang schaffen.

Im Wohnzimmer des Forsthauses sitzt die Försterin in der sinkenden Dunkelheit und wartet. Sie hat die Hände im Schoße gefaltet, und ihr Haupt mit dem weißgrauen Haar ist tief geneigt, als trüge es eine schwere Last. Ihr Gesicht ist von schmerzlichen Linien durchfurcht.

Drüben in der Ecke steht der Weihnachtsbaum. Manchmal wirft das knisternde Ofenfeuer einen flackernden Schein über seinen Schmuck. Dann glänzen die vielfarbigen Glaskugeln wundersam auf und begehren sehnsüchtig das Licht der Kerzen. Aber die Försterin denkt jetzt nicht daran, die Kerzen anzuzünden. Ihre Gedanken weilen in der Ferne bei ihrer einzigen Tochter, die vor vielen Jahren mit dem noblen Herrn Theaterdirektor Doktor Salfeld, wie er sich nannte, heimlich davonging.

Nach einigen Wochen schrieb sie von Spanien und bat ihre Eltern um Verzeihung; sie käme nicht mehr zurück, denn es ginge ihr glänzend, und sie werde bald eine berühmte Schauspielerin sein.

Seither hatte die Försterin nur noch einmal von ihrem Kinde vernommen. Sie wußte, daß ihr Mann ab und zu einen Brief erhielt, den sie nicht zu lesen bekam und den er immer heimlich verbrannte. Nur einmal hatte er es vergessen, und sie fand andern Tags den Brief neben dem Papierkorb, zerknüllt und in der Mitte durchgerissen.

Das war damals der Hilfeschrei ihres Kindes. Ein flehendes Bitten . . . Die Försterin schrieb sofort, legte Reisegeld bei und ließ den Brief unter Einschreiben abgehen. Und sie machte dem Förster Vorhaltungen. Da brach der Sturm los, und mit den furchtbarsten Worten lehnte der Förster jede Gemeinschaft mit der ungeratenen Tochter ab. Für jetzt und immer. Dann schlug er die Türe zu, daß es durchs ganze Haus bebte und ging hinunter in den „Dorfkrug", um erst spät nach Mitternacht schwankend wieder heimzukommen.

Seither hat die Försterin keinen Brief mehr entdeckt. Auch auf ihr Schreiben erhielt sie nie eine Antwort.

Aber sie wartete und wartete mit übermenschlicher Geduld und Sorge. Und jedes Jahr bat sie den Forstgehilfen Anton, der damals um sein erhofftes Glück betrogen wurde, ihr ein schön gewachsenes Tannenbäumchen zu bringen, und sie schmückte den Weihnachtsbaum, ob auch der Förster tagelang über diese Dummheit schimpfte und nichts davon wissen wollte.

So wartete sie auch jetzt wieder voll innerer Unruhe und Sehnsucht in der wundertiefen Begebenheit der Jahreswende.

Plötzlich knurrt der große Jagdhund leicht an. Draußen tönt Fußgestampf an der Schwelle. Die Försterin zuckt zusammen, geht und öffnet. Die kalte Winterluft schlägt ihr eisig entgegen. Der Forstgehilfe Anton schüttelt den Schnee von den Kleidern und sagt: „Aber warum bemühen Sie sich, Frau Försterin? Ich habe doch den Schlüssel in der Tasche."

„Ich dachte . . ." die weiteren Worte verschweigt sie. Aber der Forstgehilfe weiß, was sie noch sagen wollte. Es ist ja seit Jahren so. Und er geht still mit ihr in das Wohnzimmer.

„Ist der Förster noch nicht da?" erkundigt sich Anton.

„Nein, noch nicht. Bleiben Sie noch ein wenig unten, Herr Anton. Ihr Zimmer ist noch nicht geheizt."

„Schadet nichts, Frau Försterin," sagt Anton händereibend, streichelt dann den Kopf des Hundes, „ich hätte noch einige Postsachen abzugeben, die mir der Bote unterwegs einhändigte."

„Legen Sie nur alles dort hin", sie deutet mit der Hand nach dem Schreibtisch des Försters. Dann kommt die große Wortlosigkeit zu ihnen und steht wie ein riesenhaftes Wesen mitten im Zimmer. Und will nicht mehr weichen. Bis die Försterin ein paar Worte stammelt.

„Schon wieder die letzten Tage. Wie schnell alles vorüber geht. Und es ist . . . . Herr Anton, zünden Sie doch den Baum ein wenig an. Wo nur der Förster bleibt?"

Der Forstgehilfe nickt wortlos. Er weiß, daß diese Vorgänge jedes Jahr die gleichen sind, und er weiß auch, daß der Förster um diese Zeit immer spät nach Hause kommt . . .

Im hellen Lichterglanz schimmert der Weihnachtsbaum. Die Försterin setzt sich an das alte Klavier, auf dem ihr Kind so oft spielte. Leise schweben die Töne eines feierlichen Liedes durch das Zimmer. Im Verklingen derselben neigt sich ihr weißgraues Haupt tief hinab, und heiße Tränen fallen auf ihre Finger, die bewegungslos auf den Tasten ruhen.

Nach einer Weile löscht der Forstgehilfe behutsam die Kerzen und verläßt still das Zimmer. Das Herz ist ihm schwer geworden. Aber auf der Treppe hört er plötzlich einen Aufschrei. Schnell geht er wieder hinunter. Drinnen steht die Försterin unter dem Licht. Ihre Hände, die ein beschriebenes Briefblatt halten, zittern heftig und ihr Gesicht ist voll Aufregung.

„Anton, Herr Anton, welch ein Glück. Sie ist da! O mein liebes Kind . . . Lesen Sie, lesen Sie . . . sie ist bei meiner Schwester in Traudorf drüben. Und sie würde kommen, wenn . . . so lesen Sie doch, Herr Anton."

Und hält dem Forstgehilfen das Blatt hin. Dessen Augen eilen in höchster Verwunderung über die Buchstaben. Durch seinen Körper zuckt ein seltsames Erschauern. Er bringt kein Wort über die Lippen. Alles Traurige versinkt. Und aus dem Buche seiner Trübsal wird alles Schmerzliche gelöscht. Seine Seele ist wundersam ergriffen.

„Sie müssen gleich gehen, Herr Anton, meine Schwester besitzt einen Schlitten. Oder warten Sie, Anton, ich gehe mit. Ach . . . dieses Glück, dieses Glück . . ."

Plötzlich hält sie die Hände vors Gesicht, und ein Schluchzen erschüttert ihren Körper.

„Ich gehe sofort", sagt Anton, „aber Sie können nicht gut mitgehen bei diesem Schneetreiben. Ich bin in einer Stunde dort, da ich den Weg kürzen kann."

Und er springt wie ein kleiner Junge in sein Zimmer hinauf, nimmt den dicken Wintermantel zu sich, stürmt die Treppe hinunter und hinaus.

Nach etwa drei Stunden, die der Försterin zu einer halben Ewigkeit geworden sind, schwingt sich durch die klare Winterluft ein Schlittengeläut. Pocht wie viele Finger an die Fenster des Forsthauses und begehrt Einlaß. Die Försterin eilt hinaus. In gewaltigen Sätzen springt der Jagdhund voran. Die Pferde sind wie in Dampfwolken gehüllt. Aus dem Pelzwerk des Schlittens leuchten frohe, glückselige Augen. Und Anton bringt seine Hilde in die Arme der überglücklichen Mutter. —

Lange schon sitzen die drei frohen Menschen im Wohnzimmer beisammen, bis der Förster heimkommt, verärgert und mit sich selbst sprechend. Das ungewohnte Bild bannt seine Schritte auf der Schwelle. Ehe er noch ein Wort sagen oder den Arm zur Abwehr ausstrecken kann, wird er von einer lieben Stimme bestürmt, und zwei Arme klammern sich fest um seinen Hals. Die Mutter und der Forstgehilfe bleiben noch abseits.

Da bricht schließlich die Härte des Försters zusammen. Sein Herz wird weich und warm. Er fährt mit dem Handrücken über die Augen und sagt nur: „Daß du wieder bei uns bist . . ."

Er verläßt das Wohnzimmer, und als er wieder kommt, stellt er zwei Flaschen Wein auf den Tisch.

„Auf ein gutes neues Jahr für uns und unsere Kinder!"

Drunten im Dorf beginnen die Glocken das neue Jahr einzuläuten. Die machtvolle Fülle der rauschenden Klänge durchdringt das ganze Land und strömt hinein in die Herzen der Menschen. Alle starren Schranken werden durchbrochen, und die Liebe und der hoffnungsstarke Wille des Lebens feiern die seligste Vereinigung.

Lustige Rundschau

*** Die Natur ist gerecht.** „Die Natur ist gerecht", so schließt der Universitätsprofessor X. seinen Vortrag, „jeder Mangel wird irgendwie ausgeglichen. Bei einem Blinden z. B. sind das Gehör und der Tastsinn viel mehr entwickelt als bei dem Sehenden." — „Der Professor hat vollkommen recht", bemerkt einer der Zuhörer zu seinem Nachbar. „In der Tat, wenn einer ein kurzes Bein hat, so ist das andere dafür um so länger."

*

*** Ungalant.** „Findest du diesen Hut nicht auch vorteilhafter als den anderen, Emil?" — „Ja, ich meine auch, man sieht weniger von deinem Gesicht!"

*

*** Guter Rat.** Er: „Die Ärzte!? . . pah! . . . Meiner hat mir im vergangenen Jahr prophezeit, wenn ich das Rauchen nicht lassen würde, würden meine geistigen Fähigkeiten Einbuße erleiden." — Sie: „Na . . . Sie hätten vielleicht ganz gut daran getan, wenn Sie seinem Rat gefolgt wären."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.